

Yvonne Fritzsche: Wie höflich sind die Japaner wirklich? Höflichkeitserwartungen in der japanischen Alltagskommunikation

München: Iudicium Verlag, 1998, 607 S.

Die Titelfrage suggeriert - zumindest auf den ersten Blick - eine klare Antwort. Die gibt es natürlich nicht. Denn dafür wäre ein Maßstab erforderlich, an dem sich Höflichkeit über kulturelle Grenzen hinweg eindeutig bestimmen ließe. Tatsächlich geht es in der Arbeit - einer Duisburger Dissertation - eher um die Entzauberung der ja schon sprichwörtlichen japanischen Höflichkeit, um ihre Kontextualisierung in einem keineswegs einheitlichen kulturellen Zusammenhang: Das Phänomen "Höflichkeit" in Japan wird "meßbar gemacht an normativen Erwartungshaltungen von Japanern und dadurch relativiert" (S. 12). Insofern gewinnt die Titelfrage ihren genauen Sinn als Frage nach der Wirklichkeit japanischer Höflichkeit und vor allem der japanischen Höflichkeitssprache.

Die Arbeit ist in erster Linie sprachwissenschaftlich angelegt. Aber die Autorin vertritt ein sehr breit angelegtes Konzept einer "normativ orientierten Pragmatik (...), die neben der strukturgrammatischen die interaktive Bedeutung beleuchtet" und "die auf normative Erwartungshaltungen hinsichtlich des Verhältnisses zwischen sprachlichen Zeichen und kommunizierenden Menschen eingeht, also sprachpragmatische, psycholinguistische und kultursoziologische Fragestellungen einbezieht" (S. 36), um auf dieser Grundlage schließlich "mit sozialwissenschaftlichen Methoden Einstellungen und Meinungen zur Sprachverwendung in definierten Kontexten" zu erheben und so "eine Art 'Marktforschung' auf dem Ausdrucksformenmarkt" zu betreiben (S. 57).

Höflichkeit wird in einer ausführlichen Analyse als eine Form der Metakommunikation gefaßt, die kulturübergreifend vor allem der "Gesichtswahrung" (S. 114 f.) dient. Unterschiede ergeben sich aber schon auf der Ebene der *langue* (im Sinne der Systemlinguistik), die als Bestandteil des Makrorahmens kommunikativen Verhaltens gefaßt wird. Auf Grund ihres Systems von Höflichkeits- und anderen Sozitivformen zeichnet sich die japanische Sprache gegenüber "westlichen" bekanntlich "dadurch aus, daß ihr neben dem Stoffbezug prinzipiell der Partnerbezug immanent ist, daß es eben kaum möglich ist, eine stoffbezogene sprachliche Botschaft zu vermitteln, ohne daß damit gleichzeitig eine partnerbezogene mittransportiert (und damit als eine implizite Metakommunikation realisiert) wird" (S. 87). Schon daraus ergeben sich spezifische Charakteristika kommunikativen Verhaltens, die oft voreilig besonderen Merkmalen einer japanischen "Mentalität" zugeschrieben werden. "Hängt der sparsame Blickkontakt der Japaner (...) nicht vielleicht auch damit zusammen, daß bereits auf sprachlicher Ebene exakt so viele Intimitätssignale gesendet werden, wie es dem in der Situationsdefinition wahrgenommenen Intimitätsgrad entspricht?" (S. 88). Wer in einer Sprache, in der die Bezugnahme auf den Angesprochenen immer schon grammatisch explizit zum Ausdruck gebracht wird, diese Bezugnahme noch zusätzlich durch das uns vertraute Repertoire sprechaktbegleitender nonverbaler Metakommunikativität deutlich macht, ist möglicherweise unangemessen "lautstark", er "schreit" gewissermaßen, und wird deshalb nicht oder falsch verstanden. Fritzsche formuliert das vorsichtiger: "Die Peinlichkeit expliziter metakommunikativer Äußerungen zum Ausmaß von Bewunderung, Wertschätzung,

Sympathie (...) ist in der japanischsprachigen Kommunikation nicht einfach deshalb so groß, weil Gesichtswahrung in Japan einen zentralen Stellenwert einnimmt, sondern weil sich vielmehr die peinliche Wirkung wegen der hohen verbalen Metakommunikativität noch verstärkt: Weil die japanische Sprache an sich einen extrem hohen Soziativitätsgrad aufweist, zeigt der Sprecher bereits durch seine Ausdruckswahl seine Beziehungsdefinition an, transportiert er mit seiner Äußerung implizit das Ausmaß seiner Wertschätzung oder Verachtung, seiner Vertrautheit mit dem Rezipienten oder seiner Distanz" (S. 128).

Trotz dieser deutlichen Relativierung sozialpsychologischer und kulturanthropologischer Deutungsmuster verzichtet die Autorin nicht auf sie. Die *langue* bildet nur einen Teil der Rahmung des kommunikativen Verhaltens; hinzu kommen das übergreifende soziokulturelle, das jeweilige situative und das (nur am Rande berücksichtigte) psychophysische Bedingungsgefüge. Während im europäischen oder nordamerikanischen Kulturkreis - so eine der Kernthesen - "das eigene Gesicht hauptsächlich durch Initiativität des Sprechers gesichert wird, erfolgt in Japan die Wahrung des eigenen *face* vorrangig durch Schutz des Partner-*face*" (S. 121). Das wird differenziert und plausibel begründet und immer mal wieder relativiert; dennoch gerät die Autorin - entgegen ihren wiederholten Beteuerungen - bisweilen doch in bedenkliche Nähe zu jenen kulturanthropologischen Ansätzen, die Kultur vor allem in Persönlichkeitseigenschaften der Individuen verankert sehen, Kultur also gleichsam psychologisieren, wenn sie diese unterschiedlichen Verhaltensstrategien - im Anschluß an einschlägige Hypothesen - etwa darauf zurückzuführen versucht, "daß sich das Selbstwertgefühl von Japanern in der Regel überwiegend daraus ableitet, was die signifikanten Anderen von ihnen denken, inwieweit ihre Handlungsweisen für diese nachvollziehbar und respektabel sind" (S. 121). (Nebenbei könnte man fragen, warum eigentlich die japanische Zurückhaltung eher begründungsbedürftig erscheint als die westliche "Initiativität".) Überdies bürdet Fritzsche sich mit solchen Erklärungsversuchen die anspruchsvolle Aufgabe auf, ein auf das Kommunikationsverhalten zentriertes kulturanthropologisches Panorama der japanischen "high-context-culture" zu zeichnen.

Freilich bewältigt sie auch diese Aufgabe mit Bravour und erweist sich auch auf diesem Feld der Forschung als belesene, kompetente und sehr differenzierte DiskutantIn, die ihre Ergebnisse immer wieder durch Schlaglichter auf die eigene Gesellschaft zu relativieren weiß. Das zeigt sich nicht zuletzt in dem Abschnitt über die sog. "Frauensprache" - eine, wie gezeigt wird, irreführende Metapher -, in dem der differenzierte Aufweis geschlechtsspezifischer Sprachverwendungsmodi und seiner Veränderungen in einen beinahe enzyklopädischen Überblick über die Stellung der Frau in Japan eingebettet wird. Hier (wie auch anderswo) zeigt sich, daß die vermeintliche "Sprache der Harmonie" gerade "nicht differenzabschwächend, sondern differenzbestätigend" (S. 260) wirkt.

Wer im ersten Hauptteil der Arbeit derart kulturanthropologisch eingestimmt worden ist, mag geneigt sein, sich angesichts des im zweiten Hauptteil der Arbeit angebotenen empirischen Apparats über die seltsamen Initiationsriten akademischer Teilkulturen zu wundern. Aber warum sollten dem Leser oder der Leserin die Mühen einer groß angelegten und methodisch anspruchsvollen empirischen Arbeit

verborgen bleiben? Auch wenn man sich in den Auflistungen, Tabellen und Interpretationen zu dem guten Dutzend (mindestens) von Möglichkeiten, im innerbetrieblichen Kontext "Warten Sie bitte einen Augenblick!" zu sagen, gelegentlich verirrt und den Überblick zu verlieren droht, beeindruckt auch dieser Teil der Arbeit durch eine äußerst differenzierte, umsichtige und gründliche Argumentation. Zu Recht kritisiert Fritzsche, daß die Japanforschung häufig "direkt abfragt, was sie eigentlich auf indirektem Wege *ermitteln* müßte" (S. 276), und entwickelt einen anspruchsvollen "Methodenmix", der es durch die Verknüpfung qualitativer und quantitativer Elemente erlaubt, nicht nur das normative Bewußtsein des Sprechers oder der Sprecherin zu erfassen, sondern auch seine oder ihre (bewußte oder unbewußte) Stellungnahme zur Situation und zum Interaktionspartner oder zur Interaktionspartnerin.

Etwas vereinfacht ließe sich als *ein* Ergebnis des empirischen Teils festhalten, daß die in der Arbeit gelegentlich strapazierte "Modernisierung" (wie wir sie verstehen) auch in Japan nicht unaufhaltsam ist. Die "Vermutung, die Bildungsschicht bringe einem modernen Geschlechtsrollenverhalten und einem modernen Frauenbild im betrieblichen Kontext größere Aufgeschlossenheit entgegen, war falsch" (S. 469). Eher das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Auch die Annahme, "daß Auslandserfahrung und -kontakte sowie die Beherrschung einer Fremdsprache zu einer aufgeschlosseneren und toleranteren Handhabung des Höflichkeitsapparats führen, wird durch die erhobenen Daten widerlegt" (S. 477). "Bestehende Verhaltensmuster reproduzieren sich offenbar besonders hartnäckig in Strukturen größeren Maßstabs, etwa in Großunternehmen. Hingegen dürfte man am ehesten in einfachen sozialen Verhältnissen und in Strukturen kleineren Maßstabs, etwa in kleinen und mittelständischen Unternehmen, auf eine vergleichsweise große Flexibilität und pragmatische Unkompliziertheit im Umgang und damit auf eine etwas über dem Durchschnitt liegende Offenheit für die Erneuerung bestehender Umgangsformen und des tradierten Geschlechterverständnisses treffen" (S. 480). Durch die empirische Untersuchung nicht gedeckt scheint mir freilich die Unterstellung, daß im zuletzt genannten unkomplizierteren Umgangsformen Offenheit für *Erneuerung* deutlich wird. Eben-
sogut könnte es sich um die Reproduktion von dort schon länger bestehenden Mustern handeln.

Volker Schubert

Dirk Schmidt: Die Entwicklung der Beziehungen zwischen der Volksrepublik China und der Republik China auf T'aiwan von 1987 bis 1993

Frankfurt a.M.: Peter Lang, 1996 (Saarbrücker Politikwissenschaft; 21), 219 S.

Diese Studie von Dirk Schmidt reiht sich ein in eine ganze Anzahl von Monographien, die seit den frühen 90er Jahren zum Thema des sino-taiwanesischen Konfliktes auch im deutschen Sprachraum erschienen sind. Allerdings zeichnet sie sich im Unterschied zu den meisten von ihnen durch eine bemerkenswerte methodische Stringenz aus. Schmidt untersucht die Entwicklung der Beziehungen zwischen Taiwan und der VR China auf der Basis eines konflikttheoretischen Modells, das er aus